

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 22 (1981)
Heft: 7

Artikel: Zwei Prisen Lebenskrisen
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwei Prisen Lebenskrisen

Valerij Tarsis zur Würze, die einen sowjetischen Fortsetzungsroman schmackhaft machte

Die illustrierte Wochenzeitschrift der UdSSR, «Ogonjok», hat eine Auflage von 1,8 Millionen. Versteht sich, dass «die Linie» auch in den mehr oder weniger belletristischen Beiträgen eingehalten wird. Um grösseren Leseanreiz zu bieten, hat Jurij Bondarew in seinen Roman «Die Wahl» auch Kritisches hineingepackt. Er ist Jahrgang 1924, seit 1944 Parteimitglied, und sein Thema ist — laut Grosser Sowjetzyklopädie — «der Dramatismus ethischer Konflikte, scharfe gesellschaftliche Problematik».

Normalerweise hätte ich Bondarew kaum zu lesen begonnen. Was soll man mit dem (Grossen Vaterländischen) Krieg, mit Heldentum, mit dem Pathos patriotischer Gesinnung? Zwar bleibt er sich auch im Fortsetzungsroman «Die Wahl»* treu, und ich gestehe, dass ich etliche Passagen über den Krieg übersprungen habe. Der Held, der nachmalige Kunstmaler Wassiljew, und sein Freund Ilja, der ziemlich eindeutige negative Held, sind zusammen an der Front, bis Ilja sich durch Verrat sein Leben rettet. Bis zu seinem Besuch im heutigen Moskau lebt er im Ausland. Aber der positive Held ist auch kein zweidimensionaler Kommunismusgläubiger mehr.

Der bekannte sowjetische Künstler Wassiljew, 54 Jahre alt, hat den Glauben an seine Begabung und an alle Wahrheiten verloren, die ihm früher als unerschütterlich galten.

Der bekannte sowjetische Schriftsteller Jurij Bondarew, während des Schreibens wohl gerade gleich alt, vermeldet diesen Verlust so engagiert, dass man nicht daran zweifeln kann: in Wassiljew lebt Bondarew selbst.

Im grauen Alltag mit seiner Routine, Betrügerei und Lüge wird endlos geredet, gefragt...

«Das waren natürlich nicht Diskussionen stoischer Wahrheitssuche — wer dürfte wagen, im Wust von Zweifeln Wahrheit zu entdecken? —, sondern eine Art Spiel, ein Zeitvertreib, eine Gedankenschaukel, ein Zeittotschlagen, ein einträglicher Beruf zivilisationsmüder Leute.» (38, S. 13)

Das Reden löst in Wassiljew aber doch die Empfindung aus, dass «sein früheres Interesse am Leben von erstickender Beunruhigung verdrängt

* Jurij Bondarew: Wybor. Ogonjok, Moskau, Nr. 38 bis 52/1980, 1—7/1981

wurde». Er kann nicht mehr recht arbeiten, die Familie bricht auseinander — unvermittelt merkt er, wie fremd ihm seine Gattin Mascha und Tochter Vika geworden sind. Auf die Frage seines Freundes und Berufskollegen Lopatin, wie es gehe, antwortet Wassiljew aufschlussreich:

«Gottseidank, Gott bewahre!»

Lopatin ist Junggeselle in Wassiljews Alter, was ihm aber die Entfremdung nicht erspart hat. Ein weiterer prominenter Held, der am Sinn seines Lebens zweifelt, ist der Regisseur Schtscheglow. Ihm legt Bondarew einige Kritik an der papierernen Langeweile der meisten zeitgenössischen Sowjettheaterstücke in den Mund: zwischen den Zeilen guckt dort überall der Parteiorganisator heraus. Was seine Weltanschauung anbelangt, ist er ein typischer Intellektueller der nicht nur sowjetischen Gegenwart:

«Die Weltgeschichte der Menschheit (...) ist Blut, Schweiß, Not, Verbrechen, ein Alptraum durchs Band! Wie soll man sie benennen — als Wahrheitssuche? Zweifellos, unbedingt. Jesus Christus war lediglich ein gekreuzigter Prediger, wurde aber zum Gottessohn, weil die Menschen durch sein Leiden der Wahrheit zum Durchbruch verhelfen wollten, zur Liebe zu gelangen suchten. Haben sie es erreicht? Mit den Kreuzzügen? Mit der Inquisition? (...) Ach nein. Die ganze bisherige Geschichte Europas ist eine Geschichte des Wahnsinns. Die ganze heutige Maschinentzivilisation ist eine Geschichte von morallosen Wissenschaftlern, von Wasserstoffbomben, Mord, Nationalismus. Die Geschichte der Menschen sollte eine Biographie der Wahrheit sein...!» (4, S. 12)

Billig — und in der neueren Sowjetliteratur keineswegs mehr originell — ist das «Erledigen» des

Christentums durch eine Darstellung, die der Bibel nicht entspricht, und einen Hinweis auf Missbräuche seiner Lehre. In der Luft hängen die Beschwörungen eines Zurück zur Natur, zu internationaler Verbrüderung, zu waffenloser Welt und Schutz des Lebens. Bemerkenswert aber auch, dass nichts von den gewussten Wahrheiten des Kommunismus steht. Geschichte des Wahnsinns, statt des Klischees vom Klassenkampf. Bondarews Helden streben nicht den «strahlenden Höhen» zu, sondern fragen:

«Wird die Menschheit sich finden, sich retten können? Sie hat sich diskreditiert. Sie muss sich reinigen. Aber wie?»

Solche Fragen überhaupt zu stellen, bedeutet einen Fortschritt gegenüber den Zeiten, da Parteitreu und Kommunismusgläubigkeit sie gar nicht erst aufkommen liessen. Den Publikums-geschmack trifft ein Autor auch, wenn er einen Ilja aus dem Westen kommen und feststellen lässt:

«Dem Menschen geht's überall schlecht. *Sehr schlecht.* (Deutsch im Original — V. T.) Dieser Tage bin ich durch Moskau gegangen wie durch ein Museum, den Geschäften nach, den Strassen entlang. Kein Paradies. Trister Weltstandard. Warum ahmt man in Moskau so sklavisch den Westen nach? Jemand bei euch ist wie verrückt in den fremden Stil verliebt, einen seelenlosen, tödlichen Stil. Es ist zum Kotzen. Oder zum Verrücktwerden. Kein Paradies.» (5, S. 12)

Auch Wassiljew leidet unter der Verunstaltung des Stadtbildes durch Wolkenkratzer.

«Diese fremden Herkömmlinge, diese ausländischen Eroberer schoben sich Wassiljew mit all ihrer zynischen, modernen Unförmigkeit in die Augen, und er begriff, dass eine Täuschung wie eine unerklärliche Vergewaltigung stattgefunden hatte.» (1, S. 23)

Vergewaltigung der Volkseele, der man Fremdes aufkrotyiert hat. (Und die Ideologie?)

Die Wahrheit sei immer furchtbar, sei dem Menschen ebenso wie das Gedächtnis als Strafe gegeben, meint Ilja, der in Moskau seine Mutter besucht. Sie lehnt sein Geld ab; seine Liebe hätte sie haben wollen all die einsamen Jahre hindurch.

Ilja Ramsin, der 1943 das Leben gewählt hatte, wählt jetzt in Moskau den Tod. Er begeht Selbstmord, in der — unbegründeten — Hoffnung, «in der anderen Welt an einem sonnigen Sommermorgen zu erwachen und alles von vorn zu beginnen. Es tut mir leid, Freund», schreibt er im Abschiedsbrief an Wassiljew, «dass du mit deinem Talent nicht in den Strahlen des Glücks badest. Gibt es das Glück überhaupt?» (6, S. 12)

Von der Beerdigung bis zum retrospektiven Schluss des Romans versucht Wassiljew darauf zu antworten.

Anlagehefte 4½%
Kassa-Obligationen 6¼%

Anlageplus

CITY BANK

Mehr Zins - Mehr Sicherheit.
Die Formel für den klugen Anleger.

Coupon	Name _____	Vorname _____
Bitte senden	Strasse _____	ZB
Sie mir Ihre	PLZ/Ort _____	
Unterlagen	über Anlageplus. Einsenden an City Bank, Talstrasse 58, 8021 Zürich, Telefon 01 211 76 11	

(Die City Bank gehört zur Gruppe der Schweizerischen Kreditanstalt)

«Wir sind alle gleich machtlos gegenüber dem Tod», findet er nur. Ein einziges Mal kannte er «ein Gefühl wie Unsterblichkeit»: im Erleben der Natur, in der Empfindung, «Teilchen der wunderschönen Welt zu sein — und das ist die ganze Philosophie. Ja, das ist es, das Glück: und damals wollte ich diese Wahl treffen. Entsprach sie mir aber? Ich suchte in allem einen andern Sinn. Und warum? Ist es nicht eine Versuchung, mit meiner menschlichen Ohnmacht das Geheimnis der Wahrheit und der Schönheit zu ergründen? Kommt nicht hiervon mein quälendes Schuldgefühl, dieses Bedauern, dass die Welt an einem Härchen hängt, dass etwas Wesentliches entschwindet? Nämlich? Die Güte? Der Glaube? Vertrauen und Mitleid? Nein, nicht die Schönheit wird die Welt retten, sondern die Wahrheit: dass keiner der menschlichen Fragilität entrinnt . . ., dass gegenüber dem Tod ein jeder so tragisch schwach ist. Und da hilft nichts. Weder Talent noch Ruhm noch Stellung. Nichts.» (7, S. 11)

Dann wirft er nochmals das Problem eines generell gültigen *Sinnes* auf, supponiert eine «höchste Kraft des Alls, ihre vernünftige Energie», die als Lenkerin der Geschehnisse den Platz Gottes ein-

nimmt («eines erdachten Gottes», meint Bondarew schreiben zu müssen). So unmarxistisch das alles klingt, einen befriedigenden Schluss liefert diese Kraft-und-Energie nicht.

Bleibt nur noch die Romantik, die Flucht in eine traumhaft entfremdete Jugendliebe, in ein «anderes Leben, wo es den Sinn der ganzen Welt gab»: «In der Unsterblichkeit der violetten, kühlen Abende im Samoskworeschtsje (Bezirk Moskau südlich der Moskwa) und in der jungen unsterblichen Anmut Maschas.»

Der Sprung in die Lyrik, in die Erinnerung vermeintlicher Erfüllung. Aber die Beschwörungsformel «unsterblich» bringt Maschas Jugend und Neigung nicht zurück.

Und es ist oberflächlich, die Wahl zwischen Leben und Tod so abzuhandeln, als gäbe es nicht eindeutig — bei Mose — Bedingungen und Aufzeigung der Folgen. Wie schon Goethes Werther . . .

Alles in allem dokumentiert Bondarew bloss, dass jedenfalls die Oktoberrevolution nichts Neues gebracht hat. Vielleicht regt das doch einige seiner Leser an, den Antworten selber nachzuspüren. ■

schieben der Eingabe fehlte. Indes, auf solche Fälle sind die Bürokraten aller Länder längst vorbereitet. Wo ein Problem sich stellt, ist eine Kommission flugs zur Hand. Eine solche wurde daher zur Prüfung der Eingabe aus Kasan gebildet, komplett mit Vorsitzendem, erstem stellvertretendem Vorsitzendem und Protokollführer. Sogar Mitglieder gab es.

Die Kommission leistete gute Arbeit. Nach drei Monaten konnte sie ihren Bericht vorlegen. Tatsächlich, so ihre Schlussfolgerung, stellt das Wort vom ungebetenen Gast, der ärger sei als ein Tatar, eine Rassendiskriminierung dar. Sie verstosse flagrant gegen die vom Genossen Breschnew neulich wiederum so treffend formulierte Generallinie der Partei.

Was sollte Fjodor Iwanowitsch damit anfangen? Jetzt war die Rassendiskriminierung durch eine Kommission bestätigt worden, hatte mithin Offizialität erlangt. Das Eisen wurde heisser. Was tun? — dieser Titel eines Buches von Lenin fällt dem geplagten Funktionär sehr rasch ein. Wie Zeit gewinnen? Wie sich aus der Schlinge ziehen? Nach kurzem Nachdenken erhellt sich Romanowskijs Gesicht. Der Ausweg lag ja auf der Hand. Die Kommission musste erneut und mit dem Auftrag befasst werden, nunmehr eine Lösung vorzuschlagen.

Der Ball war wiederum bei der Kommission angelangt, die so doch wenigstens ihre Existenzberechtigung überzeugend unter Beweis zu stellen vermochte. Also machte sie sich an die Arbeit. Weitere drei Monate später hatte sie die Lösung: eine einfache, geniale, und sie war der Wissenschaft aller Wissenschaften, dem dialektischen Materialismus, zu danken. Aus Freude darüber wurde ein Kommissionsessen veranstaltet und der Schlussbericht, also besiegelt und begeben, mit Kurier an den Genossen Romanowski abgeschickt.

Fünf Tage später traf er auf der Abteilung für Parteioorganisation ein. Fjodor Iwanowitsch las ihn, erst stirnrunzelnd, dann erleichtert, brachte einige Stempel und seine Unterschrift an, erhob den Lösungsvorschlag damit zur bindenden Anweisung und leitete das Dokument, mit sich und der Welt zufrieden, nach Kasan um.

Dort nahm Kamil Tagirow einen Monat später den Umschlag, den ihm ein Spezialkurier aushändigte, widerstrebend zur Hand. Solche Schreiben verheissen selten Gutes. Aber dann glitt ein Sonnenschein über sein Gesicht. Sein Aufatmen war fühl- und hörbar. Moskau hatte weise, hatte dialektisch entschieden, Väterchen sei Dank. Kamil las den Brief ein zweites Mal und beschloss, seiner Frau den Staubsauger doch endlich zu flicken. Beim dritten Mal verdunkelten sich seine Augen — hätte die Eingabe Scharifows nicht vielleicht doch besser den Weg zum Papierkorb statt den Umweg über Moskau genommen? Wenn er es sich richtig überlegte, ergab es sich jetzt, dass offenbar das Gegenteil einer Unfreundlichkeit nicht unbedingt eine Freundlichkeit sein musste. Die dialektischen Gesetze, die Kamil in seiner Schulzeit auswendig lernte, gerieten ins Wanken. Was hatte doch der Lehrer seinerzeit . . .? Ach, das war so lange her . . .

Denn nun hatte Moskau angeordnet, dass ab sofort unter mittelschwerer Strafandrohung auf dem gesamten Gebiet der Union nur noch gesagt werden dürfe:

«Ein ungebetener Gast ist *besser* als ein Tatar.» ■

Die Korrektur

Ein Feuilleton von Peter Sager

Da gibt es von alters her in Russland das geflügelte Wort, ein ungebetener Gast sei ärger als ein Tatar. Andere Völker haben andere unfreundliche Umschreibungen erfunden. In den germanischen Breitengraden wurde etwa nach dem Unterschied zwischen dem Gast und dem Fisch gefragt. Keiner, lautete die Antwort: beide stinken nach dem dritten Tag.

In Russland hat man die Tataren visiert. Einst waren sie als Besatzer gekommen, zu den Zeiten der Goldenen Horde. Da lag der Vergleich zum ungebetenen Gast eigentlich nahe und durchaus auf der Hand.

Inzwischen ist viel Wasser durch das Bett der Wolga geflossen. Die Tataren sind sesshaft geworden und haben ihren Stachel verloren. Sie sind seit dem 27. Mai 1920 gar Bürger einer Tatarischen Autonomen Sozialistischen Sowjetrepublik (TASSR), haben damit ein Heimatland von doppelter Ausdehnung der Schweiz und mit einer Bevölkerungszahl von 3,5 Millionen gefunden. Eine verschwindend kleine Minderheit also, zumal fast die Hälfte der Einwohner ohnehin zugewanderte Russen sind.

Nach diesen Gegebenheiten nun zu unsern anekdotischen Begebenheiten.



Aber die Grosse Oktoberrevolution hat nicht nur die TASSR als Teil der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik (RSFSR) gebracht, sondern auch den Minderheitenschutz zugesichert. Das Regime hat bekanntlich viele

Versprechungen abgegeben, und niemand hat so richtig daran geglaubt. Mit der Zeit aber besinnen Bürger sich doch auf ihre Rechte. Und versuchen, sie gelegentlich sogar wahrzunehmen.

So hatte kürzlich Achmed Scharifow, auf Besuch beim Freund eines Onkels in Smolensk, die unliebsame Erfahrung gemacht, zwar als Tatar noch über den ungebetenen Gast gestellt, aber dennoch ausgelacht zu werden. Die Erfahrung wurmte ihn.

Zurück in Kasan, richtete er nach reiflichem Ueberlegen eine Eingabe an das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der TASSR und beklagte sich in bewegten Worten über die Rassendiskriminierung, wie sie im Wort zum Ausdruck komme, ein ungebetener Gast sei ärger als ein Tatar.

Für den Genossen Kamil Tagirow, Sekretär des ZK der TASSR in Kasan, war das eine unbequeme, ja sogar eine unangenehme Akte. Wo von Rassendiskriminierung die Rede ist, muss man aufpassen; wo sie bloss stillschweigend praktiziert wird, kann man meist beide Augen schliessen. Was tun? Am besten entledigt man sich aller Unannehmlichkeiten und vor allem der Verantwortung auf dem Instanzenweg. Was also lag näher, als die Eingabe an das ZK der KPdSU in Moskau umzuadressieren? Gedacht, getan.

Die Akte erreichte auf den üblichen Umwegen Fjodor Iwanowitsch Romanowski, Sekretär der Abteilung für Parteioorganisation im ZK der KPdSU. Sie bereitete auch ihm keine Freude. Weil ihm die höhere Instanz zum weiteren Ab-